



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 162.

Freitag, 13. Juli.

1928.

(18. Fortsetzung.)

Die Zwillinge.

Roman von Horst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

Am Abend bis zur Polizeistunde ging Ernst von einer Vergnügungstätte in St. Pauli zur anderen, aber seinen Bruder traf er nirgends.

Kurt Lensing war wie vor den Kopf geschlagen aus Vira Bernstedts Hause gewanzt. Da fuhr die Straßenbahn. Er ging den Gleisen nach, sprang aber auf keinen Wagen. Einen stechenden Schmerz spürte er im Hirn. Seine Gedanken zerflatterten. Da war eine Bank. Er setzte sich, tief hing ihm der Kopf auf die Brust. Sah so ein Eroberer aus? Ein gellendes Lachen kam über seine Lippen. Er blickte sich um. Hatte er so gelacht? Dieses Weib! Dieses Weib! Es machte ihn rasend. Ein wirres Durcheinander war in ihm von gekränkter Liebe, Eifersucht, verletzter Eitelkeit — all seine hochtrabenden Pläne brachen sich zusammen. Ein Schutthaufen war sein Herz. Der ganze Mensch! Das tolle Stehen fühlte er nun auch in der Brust. Der Atem piffte ihm durch die Kehle. Was für einen eleganten Fußtritt hatte er soeben von Vira Bernstedt erhalten! Bald trieb sie den einen aus dem Hause, bald den anderen. Einen schönen Hausen würde es geben, wenn man die auseinander legte, denen es auch so ergangen war wie ihm. Fortgeekelt hatte sie diesen Herrn Ottersen doch auch kräftig! Und daß sie es getan, hatte ihn seines Sieges so ganz sicher werden lassen. Im hohen Bogen war er hinterher geflogen! Er! Nun knirschte er mit den Zähnen. Hieb mit seinem Stoch auf das Pflaster, daß er zersprang. Er warf ihn fort. Taumelte weiter, immer den Straßenbahngeleisen nach. Da war Wasser, die Alster. Weiter, weiter! Mitten drin war er dann in dem Hasten und Treiben der Großstadt. Er ließ sich schieben und stoßen von den Menschenwogen, bald hierhin, bald dorthin. Stand auf einem großen Platz. Rechts waren Anlagen, links eine breite Straße. Und vor ihm, bestrahlt von der untergehenden Sonne, stand das Denkmal des steinernen Riesen. Wieder ein gellendes Lachen. Natürlich, der Eroberer zeigte ihm — die Rückseite. Sein Blick fiel auf das Straßenschild: Holstenwall stand da. Er schritt auf den Hügel zu, auf dem der Riese stand. Je näher er hinkam, um so zaghafter wurde er. Hinuntergehen an die Landungsbrücken hatte er wollen. Sich Kraft holen aus dem Anblick des Gesichtes, des Schwertes des Eroberers. Weg schwemmte ihn eine Menschenwoge — nach rechts, in das Treiben von St. Pauli hinein.

Die Hamburger Groggs! Der Himmel mag wissen, wie das zusammenhängt, aber in Hamburg kann man Groggs trinken, als hätte man ein Loch im Leib! Und bevor man einen Schwips bekommt, muß man viele Groggs in sich hineingepumpt haben!

Kurt Lensing sah hier, sah da. Der Betrieb fing erst an, in Gang zu kommen. Den Kopf in beide Hände gestützt, starrte er vor sich hin. Nicht denken, um Himmels willen nicht denken! Totlaufen die Gedanken! Aber die rebellierten von Zeit zu Zeit! Höhnische Geister lachten in seinem Hirn: Du bist ein schöner Kerl! Gehst ins Frauental, beißt den einen erst weg — und dann packst du mit zager Hand! Das Dummste, nein, das Lächerlichste, was du tun konntest! Und du willst

ein — Eroberer sein? Hih! — hih!, ein Trauerkloß bist du!

„Zahlen!“

Er konnte dann nicht schnell genug in die frische Luft kommen, um zehn Minuten später wieder in einer anderen Kneipe zu stranden. Grog bestellte er — Grog! Endlich mußte der Kopf doch Ruhe geben! Und seine Handtasche stand noch im Aufbewahrungsraum des Bahnhofes. Ach was, Handtasche!

„Kellner, 'nen Grog!“

Geh doch mal und sieh dir Bismarck bei Mondschein an, stichelte so ein Geisterchen.

Er hob das Glas, trank den Grog aus in einem Zuge, zahlte und ging weiter. Aber nicht zu Bismarck! Der Mond stand freilich voll am Himmel. Ein herrliches Wetter für die Frühjahrsbestellung, zuckte es durch seinen Kopf! Er lachte sich aus. In Hamburg war er, in Hamburg. Was ging ihn die Frühjahrsbestellung an!

Weiter zog er. Trat in ein anderes Lokal. Hier war er richtig. Gedröhn und Gegröle. Hier soff er die Geisterchen vollends tot. Tabakrauch schwelte durch den Raum. Da vorn war eine Bühne.

Matrosen saßen da, Dirnen! Na schön, mitten unter sie gesetzt. Toll war das Leben!

„Kellner, 'nen Grog, aber nicht von schlechten Eltern!“

„Pfui Teufel, war das ein Zeug. „Extra“ hatte der Kellner gesagt, als er ihn brachte. Egal! Und nun nicht mehr an den steinernen Riesen gedacht und nicht an Vira Bernstedt! Gesoffen — ge — sof — fen.“

Auf der Bühne erschien ein verblühtes Frauenzimmer in der Tracht der Heilsarmee. Bevor es noch zu singen begonnen hatte, setzte ein Beifallssturm, Klatschen und Trampeln ein. Und dann endlich Ruhe.

Mit greller, verbrauchter Stimme sang das geschminkte Weib:

„Ich bin die Josefina von der Heilsarmee.“

Er trampelte mit, brüllte wie toll und klatschte in die Hände. Und dann sprang er vom Stuhle, lief nach der Bühne, einer stellte ihm ein Bein, über einen Tisch flog er. Schallendes Gelächter, Grog wurde ihm in den Nacken gegossen, er hieb um sich. Da trommelten ihm zehn Matrosensäufte auf den Schädel, einen Stich spürte er in der Seite.

Kurt Lensing schwand die Sinne. Das letzte, was er hörte, war Weibergetreische und Matrosengefluche.

XIX.

Die deutsche Währung stürzte weiter, jetzt ganz toll. Es gab kein Halten mehr.

Die Hamburger Börse fieberte mehr als je. Vermögen lösten sich auf in ein Nichts, zum Bankrotteur wurde mancher, der einst glänzend dagestanden hatte — und wahrlich nicht leichtsinnig gewesen war. Heinrich Felseneck blickte mit zusammengekniffenen Lippen in den Börsenjaal. Nikte einem Bekannten zu, hörte Kurze wie alle die anderen mit Entsetzen, seine Augen suchten Alfred Ottersen. Er hatte ihn in den letzten Tagen nicht gesehen, auch nicht seinen Vater, den Senator. Er

hielten sich oben, wenn sie auch tüchtige Nackenschläge bekamen. Ihre Besitzungen in Mittelamerika waren groß, die sanken nicht bis zur Wertlosigkeit herunter. . . . Viras Vermögen! Ein eifriger Schauer jagte ihm über den Rücken! Er war eine Woche nicht bei ihr gewesen und sie hatte sich nicht bei ihm sehen lassen. Es war ihm recht gewesen. Er wußte, Ottersen war täglich mit ihr zusammen. Höchste Zeit wurde es, daß die Entscheidung fiel. Zögerte die Schwester, mußte er drauf dringen, daß sie ihr Leben umstellte. Ihr beizubringen, wie die Dinge nun in Wirklichkeit lagen, war eine schwere Aufgabe. Sie war verarmt. Verarmt wie alle die, die von den Zinsen ihrer Wertpapiere lebten. Und würde weiter verarmen. . . . Da ging gerade der Bankier seiner Familie vorüber. Der wischte sich die Stirn. Sah mit glanzlosen Augen nach den Wälderständen. Heinrich Felsenek sprach ihn an. Ein Ahselzucken des Bankiers — und dann die Erwiderung:

„Sie sollen einmal mein Kundenverzeichnis sehen, heute und nach dem Kriege, dreiviertel neue Namen, von denen auch ein guter Teil wieder verschwinden wird. Kommen wir je wieder in geordnete Verhältnisse. Wo aber bleiben die Namen von altem, gebiegenem Klang? Zum größten Teil auf der Stredel!“

Heinrich Felsenek nickte nur, weil er Alfred Ottersen sich durch die Menschenmenge schieben sah. Er hatte schwarzumrandete Augen, blickte mit zusammengezogenen Brauen in den tobenden Wirbel, die Hamburger Börse hatte die Haltung verloren. Nun ja, an ihr war heute mancher zu sehen, der vor dem Kriege mit zerrissenen Stiefeln über das Pflaster gelaufen war. Und Hamburg hatte immer auf Würde gehalten!

Die Freunde schüttelten sich die Hände. Standen stumm einige Zeit nebeneinander, dann fragte Alfred Ottersen:

„Kommst du mit aus dieser Hölle heraus?“

Sie gingen gemeinsam den Jungfernstieg hinab. Ein wunderbarer Frühlingstag blaute über Hamburg. Eine kleine Weinstube suchten sie auf. Setzten sich in eine Ecke. Heinrich Felsenek konnte sich denken, was nun kam, Alfred Ottersen schüttelte ihm sein Herz aus. Man sah es ihm an, die törichte Wira ließ ihn immer noch zappeln. Und fiel aus allen Wolken, als ihm Ottersen sagte, was sich vor vier Tagen auf dem Balkon im Frauental zugetragen hatte.

„Ich geh' nicht mehr hin! Mich gegen diesen „Kammerherrn“ auspielen zu lassen, dazu bin ich mir denn doch zu gut!“

„Hast recht“, antwortete Felsenek, weiter nichts.

„Wir aber bleiben die Alten, nicht wahr?“

„Selbstverständlich, Alfred Ottersen!“

Die Freunde trennten sich bald.

Felsenek rief eine Kraftröschke an und fuhr hinaus ins Frauental. Er traf seine Schwester in großer Erregung an. Sie sagte ihm, daß Kurt Lensing ihr von neuem eine Liebeserklärung gemacht, daß sein Bruder Ernst gestern bei ihr gewesen sei, jetzt Nachforschungen nach dem spurlos verschwundenen Bruder anstellte. Bisher vergebens.

Heinrich Felsenek kannte sich in seiner Schwester aus. Sie hatte den einen gegen den anderen ausgespielt — und dann beide nach Hause geschickt. Sein Zorn brach los.

„Wir tanzen jetzt alle auf einem Vulkan. Anstatt dich zu retten an die Brust eines kruzbraven Mannes, dem dieser Ausbruch nicht allzuviel anhaben kann, marschierst du lachend auf den Kraterrand zu. Ja, bist du denn toll geworden?“

„Ich rege mich so über Kurt Lensing auf, du hast gar keine Vorstellung. Sein Bruder ruft mich ein paar mal am Tage an! . . . Du mußt helfen, Heinrich!“

„Natürlich mußt ich! Mich soll kein Mensch der Undankbarkeit zeihen dürfen! Was getan werden kann, soll sofort geschehen! Aber nun zu dir. Ottersen wird dich nicht wieder aufsuchen, er hat mir's vorhin gesagt!“

„Ach, der kommt schon wieder!“

„Schwer wirst du dich irren! . . . Und nun weiter! Du liest doch die Zeitung! Dein Vermögen schmilzt wie Märzschnee an der Sonne zusammen! Es geht allen Menschen so, die von ihren Wertpapieren leben! Man

kann doch noch so wendig sein, die Anlagewerte wechseln, jeder Tag bringt Verluste. Du wirst dich ungeheuer einschränken müssen! Die Hälfte deiner Dienstboten entlassen, deinen Kraftwagen werde ich verkaufen!“

Das begriff Wira Wernstedt überhaupt nicht.

„Denkst du, du kannst mich deinen Wünschen mit solcher Drohung — gefügig machen?“

„Ich drohe nicht! Setze dich nur einfach von der unerfreulichen Tatsache in Kenntnis! Fahre heute nachmittag um fünf zum Bankier. Ich werde dich bei ihm anmelden, dem wirst du eher glauben als deinem Bruder! — Und wenn Herr Ernst Lensing anruft, der noch nicht mit seinen Nachforschungen zum Ziele gekommen ist, dann sage ihm, er solle sich mit mir in Verbindung setzen! . . . Ich habe heute noch viel zu tun — lebe wohl!“ . . . (Fortsetzung folgt.)

Ihr Papa.

Von Wilhelmine Bästlecker.

Wilm steht in der Hotelhalle eine verblüffend schöne junge Dame. Sehr jung, ganz knapp das heiratsfähige Alter. Sie ist immer in Begleitung ihres ungeheuer biden Papas. Wie kann man sie allein treffen, nie sich vorstellen. Überall schiebt sich die Gestalt des Papas dazwischen. Freilich, mit einer Tochter dieses bezaubernd proportionierten Formats hat man eben „höhere“ Absichten, daher die Bewachung. Sie wird wahrscheinlich für einen Dollarmillionär aufgespart. Daß der Papa sie nicht tanzen läßt, scheint auch so ein raffinierter Trick. Denn heute fällt nicht mehr auf, wer tanzt, sondern wer nicht tanzt. Und auffallen soll sie wohl; denn wozu sitzt der Papa mit ihr überall herum, wo man gesehen wird? Auf dem Rodel, dem Bobbleigh, in der Halle als Zuschauer beim Tanze

Wilm ist immer hinterher. Sie hat ihn auch schon bemerkt. Sie hat gezinkert, ein klein wenig mit dem linken Auge, das der Papa nicht sehen konnte, weil er rechts sah. — Sie hat Toiletten wie eine Diva und Schmutz wie eine Fürstin. Diese Leute müssen steinreich sein. Warum spekuliert der Papa also mit dem schönen Körper der Tochter? Wilm findet es nicht unangenehm, daß sie reich ist. Geld kann man doch schließlich immer brauchen, auch wenn man verliebt ist, nicht? Wilm möchte gern eine große Mitgift erheiraten.

Die beiden kennen niemand im Hotel. Sie speisen an einem kleinen Tische, immer, wo sie am meisten gesehen werden und doch am isoliertesten sind. Es macht dem Alten sichtlich Vergnügen, wenn seine schöne Tochter bewundert wird, dann strahlt er in Besitzerfreude. Guckt euch nur die Augen aus dem Kopfe! Ihr bekommt sie doch nicht!

Wilm kann stundenlang über sie arüßeln. Wie so ein raffeloser Mensch zu so einem prächtigen Kassemädel kommt, möchte ich wissen. Sie muß viel Temperament haben. Ich bin doch Kenner! Unverständlich, wie sie sich so tyrannisieren lassen kann! Vielleicht schon verlobt und hat einen eifersüchtigen Bräutigam?

Der fünfte Tag: Noch immer nicht der kleinste Fortschritt. Wilm lauert unverdrossen. Heute scheint er Glück zu haben. Sie steht auf. Sie geht ins Musikzimmer hinauf. Der Papa bleibt in der Halle sitzen. Wilm schleicht ihr nach.

Da steht sie, schön wie ein Bild, und schlägt eben den Klavierbedel auf. Wilm öffnet den Mund.

Ihr Papa ist da! Er ist weder aus dem Klavier gekommen, noch aus dem Brunklamin gestiegen. Er ist einfach da. Unhörbar wie ein Gespenst, obwohl es so beleibte Gespenster kaum gibt. Er scheint sich auf seinem Bette sehr geräuschlos fortzubewegen. Er steht da und sagt nur: „Eva!“ in einem Tonfalle, als würde er ein Schimpfwort sagen. Sie wird zuerst ganz blaß, dann ganz rot. Sie schluckt den Zorn hinunter, klappt den Klavierbedel langsam zu, als würde sie den Sargbedel über ihren Hoffnungen schließen, und folgt dem Papa in die Halle.

Wilm ist wütend. Wie kann ein solches Mädel ihr Temperament so sehr verleugnen? Wenn er sie erst so weit haben wird, wenn sie ihn erst liebt, o, da wird er es ihr aber schonungslos sagen, ja! Ob sie als seine Frau am Ende gar herrisch sein wird? Na, er möchte es ihr nicht raten, alles hat seine Grenzen, auch wenn sie, was er hofft, eine ungeheuer große Mitgift bekommt.

Eines Abends, nach vielstündigem Kotettieren, beherrscht Wilm sich nicht länger. Er hat es nun satt, von fernher zu schmachten. Man ist kein grüner Junge. Allabendlich dasselbe Bild: der dicke Papa besetzt den Tisch an der dritten

Säule der Halle; er zündet seine Zigarre an, er liebt seine Zeitung. Die junge Dame langweilt sich lächelnd. Ab und zu werden beim Anblick junger Herren ihre Augen vor Sehnsucht ganz weit. Nach einem solchen Blick, der ihm gilt, beschließt Wilm zu handeln. Er wird etwas lächerlich Unmodernes unternehmen; aber mit dem dicken Manne dort anbinden, erscheint ihm nicht ratsam. Man wird besser tun, die Entschädigung über die Tochter in seine Hände zu legen, dann wird er zufrieden sein, daß seine Macht anerkannt ist und sich sanfter betragen, der Gewaltmensch. Wilm erhebt sich, geht über den glatten Tanzboden zu den beiden hin, verneigt sich und fragt korrekt, wie es vor einem Jahrzehnt üblich war: „Darf ich Ihr Fräulein Tochter zum Tanze bitten?“

Sehr langsam hebt der Herr seine in Zeit gebetteten Augen von der Zeitung, die seine dicken Hände nicht sinken lassen. Und, als hätte ein winziger Liftboy eine belanglose Meldung überbracht, erwidert er, ohne die Zigarre aus dem dicken Munde zu nehmen und sich gleich wieder in die Zeitung vertiefend:

„Meine Frau tanzt nicht!“

Der alte Regenschirm.

Von Hans Schlicht.

„Ich werde das alte Möbel schon losbringen“, sagte Herr Tönnechen zu sich selbst, während er energischen Schrittes die Landstraße entlangschritt. Seit Wochen schon stand dieser alte Regenschirm gänzlich unbrauchbar im Schrank, und Herr Tönnechen war fest entschlossen, sich seiner zu entledigen. Um jeden Preis! Feurig schwang er den Verurteilten durch die dämmerige Morgenluft.

Daß ein Regenschirm unbrauchbar geworden ist, wenn er zwei gebrochene und mehrere verbogene Stangen, dazu einen schäbig gewordenen Griff und einen arg zerschlackten Stoff hat, steht außer Zweifel. Aber es ist gar nicht so leicht, einen alten Regenschirm loszuwerden. Ein Bettler würde einen gewiß hoch, dumm anschauen, wenn man ihm ein derartiges Bruchstück anbieten wollte; im übrigen tragen Bettler gar keine Regenschirme. Ihn in die Kehrstrichrichtung werfen? Na, vieles Gerede der Hausnachbarn über Herrn Tönnechens Ausstattungsgegenstände! Verbrennen? Gestell und Stangen verbrennen nicht.

Der unzufriedene Besitzer des alten Regenschirms beschloß also, da er ohnehin in die Stadt fahren mußte, den Weg bis zum Bahnhof, sieben Kilometer, nicht mit dem Autobus, sondern zu Fuß zurückzulegen und bei dieser Gelegenheit den Schirm unterwegs in den Straßenraben zu werfen.

Allzu nahe am Ori seines Wohnsitzes ging es nicht; jemand, der ihn kannte, hätte ihn finden können. Aber es sollte ja nicht, sieben Kilometer sind lang. Mit dem fixen Gedanken: „Das wollen wir doch sehen, ob ich diesen verdammten Regenschirm nicht loswerde!“ leate Herr Tönnechen drei Kilometer zurück. Er hätte nie geglaubt, daß in solcher Frühe die Landstraße schon so belebt sein könnte: bald kam ein Bauernwagen, bald überholte ihn ein Radfahrer, dann kam ein M-Schauto, dann ein Landstreicher. Ehe sich Herr Tönnechen verlor, war er mittweils beim Wirtshaus, und es wurde schon ganz hell. Bis zum nächsten Weiler begegneten ihm wieder drei Leute, von da ab ging gar jemand den gleichen Weg wie er. Pech muß der Mensch haben! Als die Sonne hinter dem Bahnhofsgelände aufstieg, bestrahlte sie einen dicken, kleinen Herrn, der wütend bei jedem Schritt seinen alten Regenschirm auf den Boden aufstieß.

„Und weg muß er! Das wäre ja noch schöner“, schimpft Herr Tönnechen, während er in den schon bereitstehenden Zug einsteigt. Nichts einfacher als das, fällt ihm plötzlich ein: man legt den Schirm ins Gepäck und vergißt ihn beim Aussteigen! Welche Erleichterung! Bis zur Einfahrt des Zuges in die Halle des Ostbahnhofes war Herr Tönnechen allerdings vollauf damit beschäftigt, daran zu denken, daß er ja nicht vergaß, den Schirm zu vergessen: jeder unwillkürliche Griff nach dem Gepäck konnte ihn verraten.

Der Zug hält. Schon während des Einfahren hat sich der dicke, kleine Herr bereit gehalten, um so rasch wie möglich verschwinden zu können. Eins, zwei, schon ist er draußen und drunten auf dem Bahnsteig... aber ehe einer auf drei zählen könnte, hat ihn die Stimme des Liebenswürdigen schon ertit: „Sie, Herr, Sie haben Ihren Regenschirm vergessen!“ Und zuvorkommend reicht ein Mitreisender dem zurückkehrenden Tönnechen den Schirm aus dem Fenster.

Ein Wetter ist das in der Stadt! Die Sonne tut ihr Bestes, den städtischen Straßenpflaster Arbeit zu verschaffen. Herr Tönnechen aber schleppt beschämt seinen elendlichen Regenschirm durch die Stadt. Wie ein halber Zentner Blei hängt das miserable Stück Stockfelsen an seinem Arm, wie

der Himmel, alle Leute schauen ihn an und lachen! „Nun warte nur, ich werde dich in den Sumpf der Großstadt schleudern!“

Die Untergrundbahn ist ziemlich voll, Herr Tönnechen lehnt sich mit dem Rücken an die Wand der hinteren Plattform, läßt spielend den Schirm nach hinten verschwinden und läßt ihn los. So, nun ist es endlich geschehen. Kein Mensch hat die Sache bemerkt, Herr Tönnechen kann befreit den Wagen verlassen. Da — ach, dieser blödsinnige Führer nimmt eine Kurve so scharf, daß der Regenschirm umkippt und zwei Bureaufräulein über die eleganten Füße fällt. Kein Genierlichtung hilft etwas: Tönnechen muß sich mit hochrotem Kopf bücken, das verhasste Eigentum an sich nehmen und noch eine Entschuldigung stammeln. Verachtungsvoll sehen ein halbes Duzend Leute auf den alten Regenschirm und seinen Besitzer. Eiligt entflieht Herr Tönnechen in der nächsten Station den spöttischen Blicken der Großstädter.

„Ich werde mich seiner entledigen, und wenn ich ihn... Was? Das weiß Herr Tönnechen selbst nicht. Am liebsten würde er den Schirm zerlegen vor Mut. Wenn er gewußt hätte, daß er ihn doch nicht anbrächte, dann hätte er ihn wenigstens am Bahnhof eingestellt, um ihn nicht zu allen Besorgungen mitschleppen zu müssen. Aber nun hilft kein Lamentieren mehr. Hungrig betritt Herr Tönnechen ein Restaurant, um zu Mittag zu essen. Nach der leiblichen Stärkung kommt ihm der Mut, noch einmal den Versuch zu machen, das grausliche Stück Elend absichtlich zu vergessen. Aber der Versuch kostet ihn nur einen vollen Trunkgeld, denn der Kellner kommt wie der Pfeil eines Todfeindes hinter ihm hergeschossen, als er raschen Schrittes mit in die Stirne gedrückt Hut durch die Türe ins Freie will, und reißt ihm grinsend den Regenschirm.

Herr Tönnechen ist verzweifelt. Auf einer Bank träumt er in seinen Kummer hinein; der „Sauschirm“, wie ihn sein Herr heimlich nennt, steht gefühllos daneben. Es gibt keinen anderen Ausweg mehr, als wie am Morgen den Weg zwischen Bahnhof und Wohnort zu Fuß zurückzulegen und das Möbel unter dem Schutze der Dunkelheit doch in den Straßenraben zu werfen.

Herr Tönnechen ist todmüde; die sieben Kilometer werden ihm die Beine brechen. Aber er ist ein Mann und im Notfall ein Held! Der Regenschirm durfte in diesem erbitterten Streik nicht das letzte Wort haben. „Ich werde zwar wie gerädert sein“, laßt Herr Tönnechen zu sich selbst, während er sich zum Ostbahnhof begibt, „aber ich komme ohne Regenschirm heim, das wollen wir doch sehen!“

Drei Stationen vor dem bewussten Bahnhof, — es dunkelt schon, und Herr Tönnechen seufzt beim Gedanken an den bevorstehenden Fußmarsch —, siehe da: die Coupstüre öffnet sich und hereintritt — Herr Tönnechens Nachbar, der Kramer!

„Ja, wen seh' ich denn da, meinen Freund Tönnechen! Das ist aber nett, daß wir uns treffen. Nun können wir gleich miteinander den Omnibus nehmen. In der Stadt gewöhnen...“

Höher geht's nicht mehr. Die letzte Hoffnung, den Regenschirm loszuwerden, ist dahin. Bis ins innerste Herz verärgert, steigt Herr Tönnechen schließlich mit seinem Nachbarn in den Autobus um. Der Mond scheint so wunderschön, aber dem unglücklichen Tönnechen kann der ganze Mondschein gestohlen bleiben. Am liebsten würde er vor lauter Ärger den alten Regenschirm aufspannen, um nichts mehr sehen zu müssen. Aber dann sähe er ja wieder die Löcher und durch sie hindurch diese mißgünstige Welt. Mutlos lehnt er den Schirm an den Sitz zwischen sich und dem Nachbarn. Da fällt dessen Blick auf die schäbige Regenstange, und der Nachbar springt auf:

„Ich dreifacher Esel!“ schreit er. „Jetzt habe ich meinen funktionsgelassenen Regenschirm im Zug stehen lassen!“

Herr Tönnechen hätte gute Lust, mit seinem Paraplu dem Mond da droben zu drohen, der höhnisch lächelnd auf die beiden Nachbarn herunterblickt.

Unter Menschen.

Gedanken von August Roesch.

Die Liebenswürdigkeit mancher Menschen besteht darin, daß sie etwas zu verbergen haben, oft eine Niederträchtigkeit.

Mitunter mag es nützlich erscheinen, eine kleine Torheit zu begehen, um sich bei seiner Umgebung beliebt zu erhalten.

Den Lorbeer dürfen wir nicht da zu ernten suchen, wo nicht einmal das schlichte Gras der Selbstachtung wächst.

Es gibt geborene Herren, und es gibt geborene Knechte. Beide können nie zueinander kommen.

Hygiene und Heilkunde

Hautpflege im Sommer. Unter dem Einfluß der Hitze vermehren sich die Absonderungen der Hautdrüsen außerordentlich; Schweiß und Talg vermischen sich mit Staub, verstopfen die Poren, und die Atmung der Haut wird erheblich behindert. Am besten werden diese störenden Verunreinigungen durch den Gebrauch von warmem Wasser und Seife entfernt; im Anschluß an diese Reinigungsprozedur empfiehlt sich eine erfrischende Waschung mit kaltem Wasser. Personen, die an und für sich an starker Absonderung der Hautdrüsen, an einer fettig glänzenden Haut leiden, werden gut daran tun, das Gesicht vorsichtig mit spirituellen Wässern abzuwischen. Andererseits wird sich bei sehr trockener Haut zur Nacht leichtes Einsetzen mit einer milden Creme empfehlen. Während im Tal zur Abwehr der Sonnenstrahlen — Gefahr der Hautentzündung! — die übliche Creme ausreichen dürfte, leistet auf Hochgebirgswanderungen das Auftragen einer Vishnukrask gute Dienste. Zur Pflege der heik gewordenen, stark absondernden fettigen Kopfhaut eignen sich spiritus-haltige Haarwässer vorzüglich. Bei anderen Menschen hingegen wiederum ist die Kopfhaut absonderlich trocken; hier empfiehlt sich das Auftragen von Brillantine. Der Schuppenbildung auf dem Kopfe wirkt schwefelhaltige Pomade entgegen. Mit Rücksicht auf den innigen Zusammenhang zwischen Diät und Hauterkrankungen sollten Personen, deren Hautdrüsen allzu reichlichen Talg usw. absondern, wenig Fett, keine Bratensoßen und dergl. genießen, überhaupt allzu reichliche Mahlzeiten vermeiden; dagegen ist viel frisches Obst, Gemüse und mageres Fleisch empfehlenswert. Überall dort, wo die Menschen von Schweiß und unangenehmen Dünsten beunruhigt werden, gilt das kölnische Wasser unbestreitbar als köstliches Erfrischungsmittel. Von Unzähligen wird es jahraus, jahrein angewandt, ohne irgendwelche nachteiligen Folgen — und doch gibt es Personen mit überempfindlicher Haut, die im Sommer bei dem Gebrauch von kölnischem Wasser besondere Vorsicht walten lassen müssen. Wenn derart überempfindliche Damen starker Sonnenbestrahlung ausgesetzt sind, dann kölnisches Wasser aufsprühen oder leicht in die Haut einreiben, so kann es vorkommen, daß das kölnische Wasser nachher unter der Einwirkung der verstärkten Schweißabsonderung und des starken Sonnenlichts gewissermaßen in die Haut eingebrannt wird. Die Folge ist dann eine ausgedehnte bräunliche Verfärbung der Haut. Höchstwahrscheinlich beruht diese Erscheinung auf den im kölnischen Wasser enthaltenen ätherischen Ölen und Harzen, die die Haut solcher überempfindlicher Personen den Strahlen gegenüber besonders empfänglich machen. Im Verlauf von zwei bis drei Monaten gehen diese Verfärbungen gänzlich zurück; jedoch sollten Personen mit zarter Haut an sonnenreichen Tagen, sofern sie längere Zeit über im Freien bleiben, mit dem Aufsprühen von „Eau de Cologne“ auf unbedeckte Teile der Haut äußerst vorsichtig sein. Dr. E. M.

Neue Bücher

* Dr. Eugen Fischer: „Die kritischen 39 Tage“, von Serajewo bis zum Weltbrand. (Verlag Ullstein, Berlin.) Dr. Eugen Fischer, Sachverständiger im Untersuchungsausschuß des Deutschen Reichstages für die Kriegsschuldfragen, gibt hier eine völlig authentische Darstellung jener 39 Tage des Jahres 1914, die zwischen der Ermordung des Erzherzogthronfolgers Franz Ferdinand und dem Ausbruch des Weltkrieges lagen, und in denen das verhängnisvolle Schicksal Deutschlands herankam. Der Verfasser ist nicht nur ein über alle einschlägigen Dokumente glänzend unterrichteter Sachmann, er ist auch ein hochbegabter Schriftsteller, der seinem Stoffe alle Reize einer wirklich fesselnden Lektüre mitzuteilen weiß. Dank dieser Fähigkeiten erscheinen alle handelnden Personen, Fürsten, Staatsmänner und Militärs in höchster Lebendigkeit, nicht nur als historische Figuren, sondern zugleich als strebende, sorgende und irrende Menschen. Und so empfangen wir den unmittelbaren Eindruck eines gewaltigen Dramas, einer tragischen Verkettung, die uns im Innersten erschüttert.

* Emil Ludwig: „Der Menschensohn“, Geschichte eines Propheten. (Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin W. 35.) Nach Renan, Strauß und Papini, den klassischen Schilderern des Lebens Jesu unternimmt Emil Ludwig, der aktuelle Dichterbiograph historischer Persönlichkeiten, den Versuch, uns den Menschen Jesu, wie er lebte und litt, sein Prophetentum und seine Mission auf Erden nahezubringen. Das

gleichzeitig in acht Sprachen erschienene Buch, das augenblicklich eines der interessantesten Veröffentlichungen des Büchermarktes ist, stützt sich auf den Urbericht der Evangelien. Es ist ein untheologisches Buch, das nur von Jesu, dem Menschen, nicht von Christus, dem Erlöser, handelt. Der Forscher und Künstler großer Charaktere sucht die Entwicklung eines demütigen Jünglings zum Propheten, die Geschichte seines Selbstgefühls und die Ohnmacht des Gottbegeisterten gegen den Widerstand der stummen Welt zu deuten. Wie Emil Ludwig im Vorwort sagt, ist es nicht Absicht der Schrift, den Glauben an Christi Göttlichkeit denen zu stören, die in ihm leben; vielmehr umgekehrt, allen die Jesu für eine erkundene Gestalt halten, seine Realität und Menschlichkeit zu beweisen. Nicht die Lehre, die jeder kennt, sondern das Innenleben des Propheten zu zeichnen, war sein Voratz, und er weist in dieser menschlichen Tragödie auf das große Beispiel für die Idealisten aller Zeit, wie sie auch heute wieder als Märtyrer lämpfen und fallen. Die 15 Kupferdrucktafeln nach Zeichnungen von Rembrandt sind dem Buche ein überaus schöner und eindrucksvoller Bildschmuck.

* Ludwig Reischberger: „Erinnerungen eines alten Malers“. (Verlag Georg D. W. Callweg, München.) Der in den Kreisen des Malergewerbes seit wohl einem halben Jahrhundert zuerst als Berufskollege, später als langjähriger, verdienstvoller Schriftleiter der Deutschen Malerzeitung „Die Mappe“ bekannte Verfasser legt hier der Malerwelt in einem umfangreichen, mit vier Bildnissen geschmückten Bande seine Lebenserinnerungen vor. Es ist ein in vielem Betracht höchst beachtenswertes Buch eines in Stürmen und Kämpfen eines langen und wertvollen Lebens erprobten Handwerkmannes. Die in schlichter ungekünstelter und gerade darum lebendiger Form und mit unerbittlicher Wahrheitsliebe vorgetragene Geschichte eines von frühester Jugend an mit Not und Elend, Mühsal und Arbeit überreich beladenen und schließlich doch mit Erfolg gekrönten Lebens; und ist nicht allein wegen des rein menschlichen Gehaltes lesenswert, fesselnd und ergreifend, sondern für die Malerwelt, wie für alle Handwerker- und Arbeiterkreise wertvoll und lehrreich, vor allem auch als unerschütterliches Zeugnis der kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse im Handwerkerstande seit etwa 1870 bis zur Jahrhundertwende.

* Franz Werfel: „Der Abituriententag“, die Geschichte einer Jugendschuld. (Paul Jolnag, Verlag, Wien IV.) Franz Werfel erzählt die Geschichte einer Schuld, einer Knaben- und Jugendschuld, die, durch kein irdisch-äußerliches Gesetz fassbar, dennoch die tiefste ist, die Schuld, für die es keine Entschuldigung gibt, weil sie die Sünde wider den heiligen Geist der Menschenliebe ist. Ein Gedentag, die 25-Jahr-Feier des Abituriums, vereinigt eine Reihe von Menschen, ehemalige Schüler des Nikolausgymnasiums, die das Leben einander entfremdet hat. Unter ihnen ist der Landesgerichtsrat Ernst Sebastian, ein seinem Berufe mit anscheinender Leidenschaft ergebener Richter. Er hat heute in einem Untersuchungshörsaal, der unter Mordverdacht steht, seinen Mitschüler Adler zu erkennen geglaubt, und aus diesem Erlebnis und der gelpensigen Gegenwart der gesellschaftlichen Zusammenkunft einander völlig fremder, in kramphafter Vertraulichkeit ihre Jugendgemeinschaft beschwörender Menschen steigt vor ihm die erschütternde lebendige Vergangenheit wieder auf. Welche Abgründe jugendlicher Seelen reißt Werfel auf, welche Schauer früherer Wirrnisse vermag er zu beschwören! Es gibt Szenen in dieser gestaltenreichen Dichtung, bei denen man den Atem anhalt vor Erschütterung.

* Georg Fröschel: „Hochzeitsreise wie noch nie“. (Verlag Ullstein, Berlin.) Vorzüglich wie immer in den Büchern Georg Fröschels ist der eigentliche Romaneinfall: ein junges Paar wird am ersten Tag der Hochzeitsreise getrennt, und die junge Frau tritt allein die „Hochzeitsreise“ an. Diese Reise wird nun für sie der erste erfahrungsreiche Schritt zur Erkenntnis des Lebens. Das ist spannend und abwechslungsreich geschrieben, man atmet den Duft der verschiedenen Städte und Länder und sieht scharf gezeichnet die Profile der Menschen, die als Staffage mitwirken in dieser absonderlichen Hochzeitsreise.

* Hanns Günther: „Aus der Technik Wunderwelt“. Technische Plaudereien mit 80 Bildern im Text und auf Tafeln. (Rascher & Cie. A.-G., Verlag, Zürich.) In leichtfälliger Form werden hier die neuesten Errungenschaften der Technik und ihre Nutzenanwendung, Kraftwerke, Flugzeugbau, die Bergung versunkener Schiffe, Eisenerne Hände, telegraphische Bilder usw. veranschaulicht. Der interessante Text ist durch zahlreiche Abbildungen noch verständlicher gemacht.